

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 15

Artikel: Der Sohn Johannes [Fortsetzung]
Autor: Känel, Rösy von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640635>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Sohn Johannes

Roman von Rösy von Känel

3. Fortsetzung

So lebte Hermann Keller zwischen den kahlen Wänden seines Amtszimmers inmitten von Werden und Vergehen. Tod und Geburt waren für ihn ernste Dinge. Er ahnte, dass beides ineinander floss, Anfang und Ende und wieder Anfang – endlos – grenzenlos, und dass das Abgelegte, Vergangene zum Aufbau eines Neuen, Zukünftigen wurde...

Während so Hermann Keller in seiner Amtsstube dem Zeitlichen und Ewigen verbunden seinen Amtsfunktionen oblag, wirkte Christine daheim das Gegenwärtige. Sie gestand sich zwar ein, dass viel zu wenig Arbeit von ihr gefordert wurde, dass das Mass an Arbeit und Pflichten, das Herz und Arme zu umspannen vermochten, bei weitem nicht voll war. Aber man kann sich auch durch grosse Geschäftigkeit allerlei vortäuschen – was sie denn auch wirklich tat: Setzlinge begießen, auch wenn es nicht absolut nötig war, Erbsen stecken, Erdbeeren auflockern, bunte Bezüge für die Gartenkissen nähen, kochen, räumen, treppauf und treppab, um am Nachmittag dann doch wieder mit leeren Händen zu sitzen: und was jetzt?...

Eine Aufmunterung Frau Hallers brachte in den nächsten Tagen neue Ausblicke:

„Wir brauchen fleissige und willige Hände in der Nähstube unseres Rotkreuzvereins. Machen Sie mit, Frau Keller.“

Christine nickte beglückt: „Ich komme!“

Haus, Heim und Garten standen ihr auf einmal im Licht einer neuen Aufgabe und Verheissung. Sie empfing Hermann am Abend mit roten Wangen:

„Du erlaubst es doch! Du sagst doch ja dazu! Ich habe ja so viel Zeit, ach, viel zu viel!“

Er schaute in ihre Augen, aus denen ein Flehen und Bitten brach und noch etwas, das ihn erschreckte: Angst. Die Angst, er könnte nein sagen und dann müsste ein Teil von ihr leer bleiben — un ausgefüllt — brach, wie ein Stück reiches, üppiges Land, das nicht bebaut worden war.

Er ging in sein Arbeitszimmer und kehrte mit einer Hunderternote zurück: „Da, Christine, kauf ein, was man in eurer Nähstube braucht, und wenn es not tut — dieser Schein hat noch Geschwister.“

Christine fiel ihm um den Hals, spon tan und innig und Hermann fand diesen Lohn nicht gering.

In der Rotkreuz-Nähstube an der Reb-gasse wurde die Frau Hermann Kellers mit offenen Armen aufgenommen. Der Hunderternote machten die eifrigen Frauen eine Extrareverenz, denn jede materielle Unterstützung war hochwill-kommen. Man nähte Bett- und Leib-wäsche, stellte Verbandmaterial zusam-men, Schürzen für das Pflegepersonal. Die Nähmaschinen ratterten, die Worte gingen her und hin, manchmal auch erklang eines der Heimatlieder oder eine der Frauen erzählte eine erschütternde Szene, die sich auf dem Bahnhof in einem der dort haltenden Verwundetenzüge zugetragen hatte.

Christine kam erfüllt von dem neuen Erlebnis nach Hause. Sie blühte auf in den Wochen, die nun kamen. Sie hatte neben ihrem Haushalt ein Ziel gefunden, das ihre Gedanken und Kräfte in An-spruch nahm. Und wenn Hermann ihren Eifer manchmal auch etwas übertrieben fand, so verschluckte er seine Meinung, damit er ihr schönes Gleichgewicht nicht störe.

Dass dieses Gleichgewicht nur auf sehr schwachen Füssen stand, dass Christine auch inmitten all ihrer Tätigkeit leere Arme und ein sehnendes Herz be-hielt, gestanden sich die beiden nicht ein. Es herrschte eine stille Übereinkunft zwischen ihnen, so wenig als möglich an die Wunde, an den kranken Teil ihrer Ehe zu röhren.

Christine zwang sich zum Gehorsam dem Geschick gegenüber. Sie war nie, was man so nennt, fromm gewesen. Sie war tapfer und gut mit dem Leben fertig geworden und hatte sich auch an keine schwierigen Probleme herangewagt. Jetzt aber seit ihrer Ehe fragte sie sich oft, wie sie sich Gott eigentlich vorzu stellen habe? Ein seltsamer Gott, zu dem die Krieger um den Sieg ihrer gerechten Sache — und die Mütter um die Erhal-tung ihrer Söhne beteten. Wo war die gerechte Sache, was war gerecht? Und welche Macht verwehrte ihr selbst die Erfüllung ihres höchsten und heiligsten Wunsches, Mutter zu sein?...

Wenn Christine am Sonntagmorgen in der Kirche sass, so gab sie sich die grösste Mühe, das Wort Gottes zu verstehen oder auch nur zu begreifen. Aber sie konnte das Gehörte nur schwer in Ein-klang bringen mit dem, was in ihrer Seele nach Erlösung schrie. Sie hörte die Worte wohl, doch es blieben arme, schwache, klägliche Worte, die ihrer Not nicht ab-zuhelfen vermochten. Und sie suchte ru-

helos nach dem Rechenfehler, der da ge-macht wurde. Ob er auf Seiten Gottes oder bei den Menschen war, das wagte sie nicht zu entscheiden.

Christine war eine Frau, und das be-sagte alles! Alles blieb unvollkommen ohne das Kind. Sie war wie ein Haus ohne Bewohner. Bis ins Kleinste war al-les zum Einzug bereit, doch das Haus blieb leer und niemand kam.

Wer behauptete denn, dass ihr Kind nicht gesund sein würde? Sollten die Sünden seines Grossvaters stärker sein als ihre und ihres Mannes Liebe, als alles Starke, Grosse, Gesunde, das in ihnen beiden lebte?

Immer wenn Christine in Gedanken so weit gekommen war, suchte sie Gott. Und hier war es jedesmal, dass sie ab-stürzte.

Hermann Keller wusste nichts von diesem Kampf. Er fand das Leben an Christines Seite über alle Massen gut.

„Bei dir ist es schön“, sagte er oft in trauter Stunde und streichelte ihr die Hand. „Ich hätte es meiner Seel mit der Wahl meiner Frau nicht besser treffen können.“

Darauf lachten sie beide: er wie ein grosser Junge, dem es weder im Magen noch im Herzen fehlte. Sie wie ein klei-nes Mädchen, das diesem guten, zufriedenen Jungen nicht eingestehen darf, wie viel lieber es mit seiner Puppe spielen würde, als brav neben ihm zu sitzen.

Die „äussere“ Christine tat ihre Pflicht mit der Genauigkeit einer Uhr. In Haus und Heim, bei allem, was sie tat, schien alles in bester Ordnung und schien alles gut.

Die andere Christine aber, die „innere“, die unsichtbare, die quälte sich in dem Gehäuse ihrer Seele krank. Sie schaute verstoßen in jeden Kinderwagen hinein und grüsste zärtlich das junge Leben, das aus den Kinderaugen und dem rosi-gen Gesichtlein schaute. Sie benied jede Mutter um ihr Glück, jede Frau, die in gesegneten Umständen ging. Und — sie las Märchen, jene andere „innere“ unsichtbare Christine!

In stillen Stunden — sie hatte deren ja so viele — sass sie in ihrem Stübchen un-ter den Blumenbildern und las mit verträumtem Lächeln von verzauberten Königskindern, von Hass und Liebe, von Böse und Gut, wo dann allemal zum Schluss sich alles in Gerechtigkeit und Seligkeit wandelte....

3

Hermann Keller sprach selten von dem, was auf seinem Amtsbüro vorging. Heute aber gab er seiner Frau beim Heimkommen nur einen flüchtigen Kuss und begann sogleich mit seinem Bericht, der ihm am Herzen lag:

„Diesen Morgen hat Balthasar Stämpfli — du erinnerst dich wohl, ich habe dir einmal von ihm erzählt — sein sechstes und siebentes Kind angemeldet. Zwi-

linge also. Sie heissen Cäsar und Gloria. Wirklich glorios! Und wenn man bedenkt, dass der Staat all diese Kinder aufziehen muss. Die Frau kommt jetzt übrigens in die Klinik zur Operation. Reichlich spät, findest du nicht auch, Christine?“

Christine schöpfte die Suppe:

„Sind sie wenigstens gesund, die Kinder?“

„Was heisst gesund? Soviel mir bekannt ist, laufen die älteren mit geraden Beinen herum, aber bis jetzt hat noch niemand seinen Verstand und sein Hirn in den Beinen gehabt.“

„Er quält sich“, dachte Christine voller Mitleid. „Er quält sich, weil einer, der tief unter ihm steht, sich gedankenlos erlaubt, was er sich selber freiwillig versagt.“

Sie legte ihm die besten Bissen vor und suchte ihn auf alle möglichen Arten abzulenken. Doch sie sah, dass er weder hinhörte noch wusste, was er ass, sondern dass seine Gedanken immer um dasselbe Erlebnis gingen.

Am Nachmittag packte sie einen Korb mit Lebensmitteln und Kinderwäsche, die sie immer auf Vorrat hielt, und erfragte sich den Weg zur Familie Balthasar Stämpfli.

In niederer Stube mit weissen Vorhängen und gescheuertem Tannenboden, in sauberem Bett fand sie die Wöchnerin. Die Neugeborenen hielten sie rechts und links im Arm, das Letztjährige schlief ihr zu Füssen und die andern standen wie die Orgelpfeifen um das Bett herum. Aus grossen, braunen, freundlichen Augen schaute ihr die Mutter entgegen.

„Wie eine zufriedene Kuh auf der Weide“ musste Christine unwillkürlich denken. Sie schämte sich nicht einmal dieses Vergleiches, der Gedanke lag zu nahe. Auf dem Bett und dem Tisch daneben türmten sich Pakete und Päcklein.

„Ich habe schon so viel Besuch bekommen“, sagte die Wöchnerin mit einem breiten, zufriedenen Lächeln. „Die halbe Stadt war hier. Sind Sie vielleicht auch vom Frauenverein, die Damen dort haben schon so viel für mich getan?“

„Ja“, log Christine und packte ihre Sachen aus. Die Wöchnerin schaute interessiert zu, auch die Kinder kamen näher und die Vorgängerin, die eben in die Stube trat, begann, die vielen Sachen von Bett und Tisch hinwegzuräumen.

„So, Frau Stämpfli, jetzt haben Sie keine Sorgen mehr in nächster Zeit“, stellte sie ungerührt und sachlich fest.

Daraufhin tropften grosse, schwere, dicke Tränen aus den Augen der vielfachen Mutter:

„Und das ist nun alles vorbei, wenn ich keine Kinder mehr haben darf!“

„Es ist sicher besser so“, versuchte Christine den dicken Tränen Einhalt zu gebieten. „Die Last würde Ihnen und Ihrem Manne mit der Zeit zu gross.“

„Wenn die Stadt hilft, dann geht es schon. Es wird doch immer davon geredet, dass man viele Kinder haben soll.“

Christine gab es auf, dieser Mutter die Notwendigkeit der Selbstverantwortung klarzumachen. Sie erkundigte sich eingehend nach dem Gesundheitszustand der Kinder, die alle dieselben grossen, geduldigen, braunen Augen der Mutter hatten.

„Sie sind gesund wie die Fische im Wasser“, erklärte Frau Stämpfli stolz.

„Und in der Schule? Ihre beiden Ältesten gehen doch bereits zur Schule, — kommen sie dort nach?“ drängte Christine auf das Hintergründige.

„Komm her, Roland, sage der Dame hier das Einmaleins.“

Der kleine Strohblonde stellte sich in Positur und ratterte los wie ein Maschinengewehr: „1 mal 1 gleich 1. 2 mal 2 gleich 4. 3 mal 3 gleich 9. 4 mal 4 gleich 16...“

„Schon gut, Roland“, stoppte Christine und war überzeugt, dass er ohne Pause und Fehlschuss auf hundert gekommen wäre. Rasch verabschiedete sie sich und sämtliche Kinder, die gehen

„Na — und?“

„Der Älteste, ich glaube Roland heißt er, hat das Einmaleins wie am Schnürchen hergesagt.“

Hermann Keller pfiff leise vor sich hin...

„Also dort hinaus geht es!“

Dann nahm er seine Frau beim Arm und spazierte mit ihr ein paarmal um den Esstisch herum...

„Ich denke mir, dieser Roland wird sieben Jahre alt sein, denn seine Eltern sind, so weit ich es im Gedächtnis habe, seit sechs Jahren verheiratet. Und weiter denke ich mir, dass der Bursche mit 14 und mit 21 Jahren noch immer nicht über das kleine Einmaleins hinausgekommen sein wird.“

„Vielleicht — vielleicht auch nicht. Wer darf es überhaupt wagen, da eine Behauptung aufstellen zu wollen?“

Hermann Keller brach seinen Spaziergang plötzlich ab.

„Stineli, die Vererbung ist ein Gesetz wie das Gesetz der vier Jahreszeiten, der Ebbe und Flut, des Sonnenaufgangs. Ich gebe zu, dass es Tausende nicht stört, wenn sie oder ihre Nachkommen zeitlebens nur bis hundert zählen können. Aber wenn es einen stört, dann ist dieser eine verpflichtet, die Konsequenzen zu ziehen. Damit meine ich nun natürlich nicht, dass wir in panischen Schrecken verfallen sollen, wir könnten keine gesunden Kinder zeugen. Wenn sich aber jeder Mann und jede Frau bei allem, was sie tun, Rechenschaft ablegen würden, so könnten wir bald einmal die Irrenhäuser und die vielen Anstalten für geistig und körperlich Minderwertige schliessen. Verstehst du das?“

Christine nickte Einverständnis. Doch ihr Herz ging andere Wege. Es glaubte an die Macht und Stärke, die in dem reinen Wunsche nach Erfüllung lag. Es glaubte an seine Welt, in der das Licht grösser als die Schatten war, in der die Liebe triumphierte und ein Engel den Eingang bewachte.

Der Abend war durch dieses Hinwenden der Frau an das Köstliche gerettet. Es störte sie nicht, dass ihr Mann außerhalb des Tores zum Eingange stand. Sie dachte auch nicht, wie es weiter werden sollte. Sie hörte lächelnd hin, als Hermann ihr plötzlich kundtat, es wäre eigentlich längst seine Pflicht gewesen, den städtischen Armenpfleger zu einem Mittagessen zu laden. Ob ihr der nächste Sonntag passend sei?

„Natürlich passt er, wir haben ja nichts Besonderes vor.“

Sie durchschauten die Absicht, die ihrer diesen Besuch ins Haus brachte, doch sie ruhte so still in sich selber, dass diese Absicht sie nicht zu stören vermochte. Sie begann sich sogar auf den Besuch zu freuen.

Armenpfleger Fehlmann war Junggeselle. Es machte ihr Spass, ihre Haus-

Vorfrühling

So schnell ist der Winter vergangen!
Ich hätte es nie gedacht;
denn bitter war Sorgen und Bangen
in kalter Winternacht.

Mir war, ich müsse verarmen
im düsteren Nebelgrau,
ich dürfe nicht mehr erwärmen
in diesem, lockendem Blau.

Doch plötzlich wurde es hell,
der Nebel teilte sich, schwand,
und schimmernd, wie Welle an Welle,
strömte das Licht übers Land.

Goldregen rieselte nieder,
blieb leuchtend hängen am Strauch;
der Amsel Gesang tönt wieder —
mein Herz, o singe nun auch!

Hugo von Bergen

konnten, begleiteten sie über die enge, düstere Laube die schmale Holztreppe hinunter.

Christine hatte für den Rest dieses Nachmittages ein Lachen und ein Weinen im Herzen. Am Abend sagte sie zu ihrem Mann:

„Ich war bei Stämpfli und habe mir die Zwillinge angesehen.“

Er schaute sie prüfend an:

„Darf ich fragen zu welchem Zweck? Ich bin es nicht gewohnt, dass du solche Besuche machst.“

„Ich wollte mich nur überzeugen, ob alle gesund sind.“

Drei *B*und-Redaktoren am Thunersee

Dr. A. Schaer-Ris, Sigriswil

frumentale zu zeigen und ihm einen Tisch zu decken, an den er noch lange denken sollte.

Und so geschah — und gelang es auch! Am Sonntag überliess sich der Gast völlig seinem Wohlbehagen. Gemütlich behauptete er seinen Platz am Tisch und seine kleinen, schlauen Äuglein, die zudem sehr menschlich waren und gütig blicken konnten, taten sich am Anblick der schön hergerichteten Speisen und der hübschen Frau Christine gütlich.

Hermann Keller sass kerzengerade und ass wenig und nervös. Schon dreimal hatte er versucht, das Gespräch auf die Amtsgeschäfte zu bringen. Doch Fehlmann winkte ab und schlürfte seinen Dôle d'Orsat mit einer Andacht, die entwaffnend war.

Erst beim schwarzen Kaffee und der Zigarre begann er zu politisieren und dann war es möglich, ihn von der Kriegsnott und dem Elend im allgemeinen zur Not und zum Elend im einzelnen zu führen. Und hier angelangt wurde der Arzneipfleger zur lebenden Statistik. Er erzählte, was seine Schutzbefohlenen bekommen bei Rappen und Batzen, wie das Budget dauernd überzogen wurde, und wie er schon oft in die eigene Tasche gegangen war, wenn er es auf dem Papier nicht mehr verantworten konnte.

Hermann Keller hakte augenblicklich ein, wie ein Fischer, der schon stundenlang auf den Ruck an der Angel gewartet hatte:

„Finden Sie nicht auch, Herr Kollege, dass den Leuten die Verantwortung, die sie mit der Ehe eingehen, viel zu wenig vor Augen geführt wird? Es gibt bei uns überhaupt niemand, der nicht heiraten und Kinder zeugen darf, obschon da manches zu sagen wäre. Ich nehme an, dass ich von Ihnen verstanden werde.“

Fehlmann blies einen kunstvollen Rauchring in die Luft.

„Was wollen Sie“, sagte er dann bedächtig, „es hat einmal so ein armer und guter Teufel zu mir gesagt, dass die Liebe noch das einzige wäre im Leben, was nicht weh tue. Und — verbieten können wir ihnen das jedenfalls nicht. Der Staat erfüllt seine Aufgabe so gut wie er eben kann, und schliesslich ist und bleibt die Familie die Keimzelle des Staates, die erhalten bleiben muss.“

„Auf Kosten der Qualität! Ich denke anders. Wenn ich so Jahr um Jahr als Zivilstandsbeamter unterschiedslos Trauungen vorzunehmen habe und dadurch der Armenfürsorge und gewissen Anstalten zu einem schönen Prozentsatz in die Hände arbeite, so überkommt mich die ganze Schwere der Verantwortung.“

Fehlmann blickte rasch und prüfend vom Manne zu dessen Frau. Als er sah, dass Christine lächelte, lächelte auch er beruhigt und klopfte Hermann Keller auf die Schulter:

(Fortsetzung folgt)

In der Festschrift zur Eröffnung der rechtsufrigen Thunerseestrasse bis Neuhaus vom Jahre 1884 steht zu lesen: «Rasch und fieberhaft ist das Wirken und Schaffen unserer Zeit. Leibliche und geistige Kräfte des Menschen werden zu ihrer grösstmöglichen Anspannung angespornt und darin erhalten. Dadurch steigert sich auch das Bedürfnis zur Ruhe, des zeitweiligen Entfliehens aus der Umgebung unseres täglichen Arbeitsfeldes.» Unfreiwillig, jedoch nicht weniger glücklich darüber war kurz zuvor ein Mann der zu dicken Luft der Stadt entronnen, um am Thunersee diesem Bedürfnis nach Entspannung nachzuleben: J. V. Widmann (1842—1911).

Unfreiwillig, denn er war bei der fälligen Wiederwahl als Rektor der höheren Mädchenschule in Bern im Jahre 1880 übergegangen und auf die Strasse gestellt worden. Die Gründe dazu waren in seinem theologischen und schriftstellerischen Liberalismus zu suchen. Ein wenig begreifen muss man allerdings den Unwillen der Eltern und der Schulbehörden, wenn der Vorsteher einer Mädchenerziehungsanstalt z. B. die Verse schrieb (In «Mose und Zippora»):

Wirf über Mose nur das Ehejoch,
Dann wandelt seine Glut sich bald in Schnee,
Gewohnheit stumpft die feinsten der
Gefühle,

Kein Müller hört das Klappern seiner Mühle.

Widmann aber freute sich wie ein Kind darüber, dass ihm das Schicksal diesen folgeschweren Wink gegeben hatte. Er schrieb darüber:

«Es war die reine Robinsonade, als ich, auf dem Verdeck des Holzschiffes stehend, anlegen liess (im Stampbach zwischen Gunten und Merlingen), bei unserm Hause die Kinder am Strand vor Vergnügen tanzten, die Hunde bellten, die Katzen miauteten.» (1. April 1880). Und weiter: «Mir selbst ist mit einem eigentlich leicht ums Herz. Ich fühle mich wieder in meinem natürlichen Elemente als Bürger der grossen Republik aller jemals wegen politischer oder religiöser Ketzerei Verfolgten.» Und an seine Schwester: «Da lebe ich nun als Fischer, Jäger, Landbauer, aber vergesse auch meine höhere Pflicht nicht. Ich habe hier schon so viel geschrieben, dass ich beinahe den Schreibkrampf bekomme, während ich diese Zeilen an Dich richte. So bin ich also heiteren Mutes und habe vielleicht mehr Schwung der Seele als jemals früher in meinem Leben. Unbeschreiblich erfrischend ist es, die Alpen so dicht vor sich zu haben, da wir aus den Fenstern und von den Terrassen unseres Gärtchens sehen, wie drüben überm See der Schnee auf den höchsten Gipfeln schmilzt, der nun über die schwarzen, schroffen Felsenwände vom Niesen, Morgenberghorn, Abenberg usw. in zahllosen schimmernden Wasserbahnen niederrinnt. Dazu der tiefblaue See! Man kann sich kein schöneres Exil denken als meines.»

Er arbeitete in jenem ersten Stampbachsommer an «Rektor Müslins Reise in Italien», worüber er an Gottfried Keller berichtete: «Mir selbst ist es unter meinen Schriften in einem Sinne die liebste: Es werden aus diesem Buche später einmal meine Kinder am besten begreifen, was für eine Art Mensch ihr Vater gewesen.»

Im gleichen Jahre noch wurde Widmann an die Feuilleton-Redaktion des «Bund» berufen, die er bis zu seinem Tode 31 Jahre lang mit solchem Geschick führte, dass sein literarisches Urteil wie ein Ora-

kel gewertet wurde. Während dieser langen Zeit ist er immer wieder an den Thunersee zurückgekehrt und durchstreifte hier, begleitet von seinem treuen Hündchen «Argos», zu Wasser und zu Lande die hinterste Falte dieser ihm ans Herz gewachsenen Landschaft, worüber er in zahlreichen Feuilletons berichtete. Der «Bund»-leser fing an, mit Widmannaugen zu schauen und zu geniessen die unerschöpflichen Schönheiten der Welt, von denen der Dichter die Blaudrossel mit folgenden ergreifenden Versen Abschied nehmen lässt:

O! grosse Welt! ich bin so klein
Und muss nun gehn, mein Herz ist krank,
Nun werd' ich nie und nimmer sein...
Du schöne Welt... hab' Dank... hab'
Dank...

(Aus: Der Heilige und die Tiere)

Widmanns Nachfolger am «Bund», der Elsässer Hermann Stegemann (1870—1945), schrieb seine vielbeachteten Berichte «Zur Kriegslage» in Gunten und Merlingen. Er verdichtete sie nach dem ersten Weltkriege zu der vierbändigen «Geschichte des Krieges». Daneben erschienen aus seiner Feder zahlreiche Romane, Abhandlungen und Gedichte, aber als seine Hauptaufgabe bezeichnete er selbst die Kriegsberichterstattung.

Der Dritte «am Bunde», der mit dem Thunersee in Freundschaft verbunden war, hiess Hugo Marti (1893—1937). Als er 1922 die Feuilletonredaktion übernahm, lag ein ereignisreiches Leben in Deutschland, Rumänien und Norwegen hinter ihm, und der gesundheitlich gefährdete Dichter musste mit seinen Kräften ökonomisch umgehen. Seiner geistigen Veranlagung nach war er mehr den weiten europäischen Räumen verpflichtet als den engen schweizerischen, mehr der städtischen Kultur als der ländlichen. Um so überraschender wirkte es, zu sehen, wie schnell und gründlich er sich nun in das neue Wirkungsfeld einarbeitete. Bei uns, wo beinahe jedes grössere Dorf einen Kunst- oder Theaterverein besitzt, will man den Rezensenten persönlich kennenlernen. Diesem Wunsche musste sich Marti auch bequemen, und er tat es gerne. So baten wir ihn mehrere Male nach Thun, wo er in der Kunstgesellschaft sprach. 1925, bei Anlass der Einweihung des Kuhn-Denkmales in Sigriswil, kam er erstmals in das Bergdorf, wo er fortan lange Jahre hindurch seine Ferien oder Wochenende zubrachte. Er schrieb dort das «Rumänische Intermezzo» (1926) und das Tavelbuch (1935) nebst zahlreichen Feuilletons und Aufsätzen. Sein Lob über den Thunersee drückte er einmal wie folgt aus:

«Wenn wir uns dem blauen Lichtwunder des Thunersees nähern, klopfen unsere Herzen rascher, im Takt oder Gegentakt zum Räderrollen des Schnellzuges, und eintauchend in den Zauber gegenwärtiger Schönheit, spülen wir ab von unsre Augen den Staub der Stadt und der Vergangenheit — ja auch der Bücher, die das Lob dieses Sees unvergänglich gesungen haben. Denn seine Schönheit überflutet die Schönheit aller Worte, und seine spielenden Wellen singen lieblicher am Strande als der feierliche Rhythmus der begeisterten Ode.» (1928).

Es gehört zu den Seltenheiten, dass ein Dichter mit solcher Feinheit und Prägnanz zugleich sowohl Natur wie Kunst dieser Landschaft mit Herz und Verstand zu erfassen und in Worte zu kleiden vermochte, wie es Hugo Marti getan hat.